

Wochenkommentar

Ein Handyverbot setzt das falsche Signal

Handys an Schulen zu untersagen, ist ein einfacher Entscheid für ein komplexes Problem. Er schafft eine Scheinordnung – und verdrängt die eigentliche Herausforderung.

Die Diskussion um Handys an Schulen ist zur Projektionsfläche geworden: für Sorgen um die Jugend, für Stress im Schulalltag, für die Angst, den Anschluss an eine sich rasant verändernde digitale Welt zu verlieren. Das Freiburger Kantonsparlament hat sich diese Woche deutlich für ein striktes Handyverbot an Schulen ausgesprochen – ein klarer, scheinbar entschlossener Schritt in einer emotionalen und zunehmend hilflosen Debatte. Denn das Smartphone ist längst mehr als ein technisches Gerät. Es steht sinnbildlich für Kontrollverlust, Überforderung und die Frage, wie viel Verantwortung wir Kindern, Jugendlichen – und letztlich uns selbst – zutrauen.

Die Argumente sind legitim

Zunächst ist festzuhalten: Die Argumente für ein Handyverbot, das im Kanton Freiburg bisher in abgeschwächter Form gilt, sind real und legitim. Wer heute ein Klassenzimmer betritt, kennt die Ablenkung durch Bildschirme. Konzentrationsprobleme, Cybermobbing, permanente Erreichbarkeit

«Handys aus dem Schulalltag zu verbannen, entlastet kurzfristig – verhindert aber langfristig genau das, was Schule leisten sollte: Verantwortung zu vermitteln.»

und psychischer Druck durch soziale Medien sind gut dokumentiert. Lehrpersonen berichten von Unterrichtsstörungen, Eltern von Konflikten rund um Bildschirmzeiten, Fachstellen von negativen Effekten auf das Wohlbefinden junger Menschen. Es wäre naiv, diese Sorgen kleinzureden oder als kulturpessimistische Reflexe abzutun. Das Dilemma ist offensichtlich: Schule soll ein

Ort der Konzentration, der Begegnung und des Lernens sein – und gleichzeitig junge Menschen auf eine digitalisierte Lebens- und Arbeitswelt vorbereiten, in der das Smartphone ein zentrales Werkzeug ist. Ein Verbot mag kurzfristig Ruhe schaffen. Es löst dieses Spannungsfeld aber nicht, sondern verschiebt es lediglich.

Denn Verbote sind selten eine nachhaltige Antwort auf komplexe gesellschaftliche Probleme. Sie versprechen Ordnung, wo Unsicherheit herrscht, und suggerieren Klarheit, wo Aushandlung nötig wäre. Sie sind einfach zu beschliessen, aber oft schwer umzusetzen. Ein Handyverbot verhindert nicht, dass Kinder und Jugendliche mit sozialen Medien, digitalen Reizen und ständiger Erreichbarkeit konfrontiert sind. Es verlagert den Umgang damit dorthin, wo pädagogische Begleitung fehlt und Regeln noch schwerer durchsetzbar sind.

Medienkompetenz vermitteln

Dabei wäre gerade die Schule prädestiniert, diesen Umgang

«Bildung lebt von der Autonomie der Schulen, von der Zusammenarbeit mit den Familien und vom Vertrauen in die Eigenverantwortung der Schülerinnen und Schüler.»

einzüben: bewusst, begleitet und mit klaren Grenzen. Wer Handys pauschal aus dem Schulalltag verbannt, entzieht sich auch der Aufgabe, Medienkompetenz zu vermitteln. Diese entsteht nicht durch Abwesenheit von Medien, sondern durch den reflektierten Umgang mit ihnen. Wer nie lernt, ein Handy bewusst wegzulegen, wird es kaum können, wenn niemand hinschaut.

Hinzu kommt: Ein generelles Verbot, wie es bereits in Aargau, in Nidwalden und im Wallis besteht, ist ein grobes Instrument für eine feingliedrige Realität. Altersstufen, Schulformen und pädagogische Konzepte unterscheiden sich stark. Gewiss, der heutige Freiburger «Flickenteppich», wie er in der Grossratsdebatte beklagt wurde, ist uneinheitlich. Aber was in einer Primarschule sinnvoll sein mag, kann auf der Sekundarstufe, in Gymnasien oder Berufsfachschulen kontraproduktiv wirken. Viele Schulen und Lehrpersonen im Kanton haben längst differenzierte Lösungen gefunden: handyfreie Zeiten, klare Regeln, Einsammeln der Geräte zu Unterrichtsbeginn oder aber gezielte Nutzung im Unterricht. Diese Modelle sind aufwendiger und konfliktanfälliger als ein pauschales Verbot, aber sie nehmen die Realität ernst. Der Staatsrat hat recht, wenn er sagt, die bestehende Regelung reiche aus.

Politik soll nicht Symptome lindern

Es ist verständlich, dass sich viele nach klaren Regeln sehnen und

die Politik handeln will. Doch politische Entscheide sollten nicht primär Symptome lindern, sondern Rahmenbedingungen verbessern. Bildung lebt von der Autonomie der Schulen, von der Zusammenarbeit mit den Familien und vom Vertrauen in die Eigenverantwortung der Schülerinnen und Schüler. Ein staatlich verordnetes Totalverbot sendet das Signal: Wir trauen euch das nicht zu.

Die Probleme sind real, die Sorgen berechtigt. Doch gerade, weil es keine einfachen Antworten gibt, überzeugt der Griff zum Verbot nicht. Verantwortung ist mühsamer als Kontrolle, aber langfristig wirksamer. Der Freiburger Entscheid mag gut gemeint sein. Er bleibt dennoch falsch.



Marc Lehmann
Publizistischer Leiter

Moment mal

Ein Buch verschenken

Spaziert man durch ein grosszügig angelegtes Bücherkaufhaus – oder stöbert im Angebot einer kleinen Intellektuellen-Buchhandlung, in der man sich kaum bewegen kann – ist wenig zu spüren von der allseits beklagten Leseunlust moderner Menschen. Natürlich muss man sich fragen, ob die unglaublich vielen, gerade jetzt zur Weihnachtszeit gekauften und gleich vor Ort als Geschenk verpackten Bücher auch wirklich eine interessierte Leserin, einen geneigten Leser finden werden. Oder ob ihnen das traurige Schicksal widerfährt, unbenutzt ins Regal gestellt zu werden, um dort zu verstauben. Zugegeben, ich verschenke auch gerne ein Buch und bilde mir ein, dass es genau die richtige Lektüre für den oder die Beschenkte ist. Unter meinen Lieb-

lingsbüchern gibt es leider ein paar wenige, die sich nicht zum Weiterreichen – da in Form oder Sprache einfach etwas zu alt – eignen.

So zum Beispiel das unvergleichliche «Schulmeisterlein Wutz» des deutschen Dichters Jean Paul (1763-1825). Der titelgebende Protagonist, das «vergnügte Schulmeisterlein Maria Wutz aus Auental» ist so arm, dass er sich keine Bücher leisten kann. Das stört den Buchfreund aber wenig, denn er besorgt sich den Leipziger-Messkatalog, in dem Neuerscheinungen angekündigt werden, und schreibt einfach die Werke, die ihn interessieren, gleich selbst. Und so kommt er zu einer stetig wachsenden Bibliothek von lauter Handschriften; darin enthalten Lavaters «Physiognomische Fragmente», Schillers «Räuber», Kants «Kritik der reinen Vernunft» und viele weitere Klassiker.

Wahrscheinlich geht es Ihnen wie mir, und es fehlt Ihnen gerade jetzt vor Weihnachten an der Zeit, Bücher selbst zu schreiben. Aber aus der Idee, ansprechende Buchtitel zu notieren und zu fantasieren, was sich dahinter verbergen könnte, lässt sich ein anregendes und vor allem absolut kostenloses Spiel machen. Vielleicht eines für die per Abmachung geschenkfremde Familienfeier? Hier ein paar meiner Titel-Favoriten: «Sei du selbst! Und andere schlechte Ideen» (Graham Tomlin), «Morden in der Menopause mit dem richtigen Mindset» (Tine Dreyer), «Schrödingers Katze auf dem Mandel-

«Wahrscheinlich geht es Ihnen wie mir, und es fehlt Ihnen gerade jetzt vor Weihnachten an der Zeit, Bücher selbst zu schreiben.»

brobaum» (Ernst Peter Fischer), «Der Tag, an dem der Goldfisch aus dem 27. Stock fiel» (Bradley Somer). Die KI ist übrigens auch nicht abgeneigt, uns ein paar besondere Buchtitel zu schenken: «Omas Apfelkuchen und andere Weihnachtswunder», «Unter dem Mistelzweig von damals», «Wenn der Schnee Geschichten erzählt» ...



Franziska Grau

Franziska Grau Salvisberg ist Verantwortliche der Fachstelle Bildung der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Freiburg.

Karma zur Woche

